

Theologischer Paradigmenwechsel und neue pastorale Spielräume

Das Nachsynodale Apostolische Schreiben *Amoris laetitia*

Kein päpstliches Lehrschreiben der jüngeren Zeit fand eine so unterschiedliche, ja gegensätzliche Aufnahme wie das Nachsynodale Apostolische Schreiben *Amoris laetitia* von Papst Franziskus. Die Bandbreite der Reaktionen reichte von grundsätzlicher Zustimmung und Anerkennung über ein verhaltenes Lob, das auch der Enttäuschung über den Kompromisscharakter mancher Aussagen Raum gab, bis hin zu einer unverhohlenen Ablehnung durch – teilweise hochrangige – konservative Kreise, die ihr besonderes Loyalitäts- und Gehorsamsverständnis durch den Versuch unter Beweis stellen, den Papst wieder auf ihre eigene Linie zu bringen. In der Tat lassen sich die Ausführungen von *Amoris laetitia* über weite Strecken unterschiedlich interpretieren, je nachdem, welchen hermeneutischen Verstehensschlüssel man an sie anlegt. **Eberhard Schockenhoff**

ZWEI GEGENSÄTZLICHE LESARTEN UND DER STREIT UM DIE DEUTUNGSHOHEIT

Geht man von der Prämisse aus, dass Papst Franziskus nichts anderes sagen konnte und wollte, als was ohnehin der kirchlichen Lehre zu den Fragen von Ehe und Familie und zur Weitergabe des Lebens entspricht, wird man die zahlreichen Rückverweise auf Äußerungen seiner unmittelbaren Vorgänger Papst Benedikt XVI. und Papst Johannes Paul II. im Sinne einer ungebrochenen Kontinuität interpretieren. *Amoris laetitia* hätte dann nur einen neuen, im Sprachduktus ungewohnten Verkündigungsstil für das Gefundene, was schon immer in den entsprechenden kirchlichen Lehraussagen enthalten war. Die Lesart, die Franziskus in vollkommener Kontinuität zur Lehre seiner Vorgänger interpretiert, muss freilich vieles Ungesagte hinzudenken, das explizit nirgends in *Amoris laetitia* ausgeführt wird. Das scheinbar Fehlende muss um der doktrinären Vollständigkeit willen er-

gänzt werden, so dass die Gedankenführung des Apostolischen Schreibens von Papst Franziskus durch einen unausgesprochenen, darin angeblich vorausgesetzten Subtext traditioneller lehramtlicher Grundaussagen untermalt wird. Eine solche Lesart beraubt sich selbst der Möglichkeit, den weitreichenden Paradigmenwechsel zu erkennen und mitzuvollziehen, den Papst Franziskus in dem nachsynodalen Lehrschreiben vornimmt.

Folgt man dagegen der hermeneutischen Regel, dass auch Ungesagtes oder Nicht-mehr-Gesagtes zur Aussage eines lehramtlichen Textes gehört, ergibt sich ein anderes Bild. Dann zeigen sich Umbrüche und Neuansätze in der Gedankenführung und im Argumentationsduktus von *Amoris laetitia*, die noch stärker hervortreten,

Eberhard Schockenhoff

geb. 1953, Dr. theol.; Priester, Universitätsprofessor für Moralthologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br.

wenn man dieses jüngste Apostolische Schreiben mit früheren lehramtlichen Aussagen zu Ehe und Familie vergleicht. Liest man *Amoris laetitia* nicht im Horizont der Erwartungen, die im Vorfeld der römischen Bischofssynode an eine fundamentale Neuorientierung der kirchlichen Sexualethik gestellt wurden, sondern im direkten Gegenüber zu früheren Lehrdokumenten wie *Familiaris consortio* oder den Aussagen des Weltkatechismus zu Sexualität und Liebe, Ehe und Familie, so treten bedeutsame Unterschiede hervor. Dann zeigt sich: Es geht dem Papst um nicht weniger als um den Wechsel von einer objektivistischen, auf eine statische Wesensmetaphysik gegründeten Morallehre zu einer evangeliumsgemäßen, praxisnahen Theologie, die sich durch eine größere Lebensrelevanz auszeichnet.

DAS VORZEICHEN: SKEPSIS GEGENÜBER EINER DEDUKTIVEN METHODE

Das Nachsynodale Apostolische Schreiben *Amoris laetitia* über die Liebe in der Familie, mit dem Papst Franziskus die Ergebnisse der Bischofssynoden von 2014 und 2015 vorlegte, stellt die wichtigste Äußerung des universal-kirchlichen Lehramtes zu Sexualität und Partnerschaft, Ehe und Familie seit dem Lehrschreiben *Familiaris consortio* von Papst Johannes Paul II. aus dem Jahr 1981 dar. Wie von einer päpstlichen Lehräußerung nicht anders zu erwarten, unterstreicht Papst Franziskus die Kontinuität zur Lehre seiner Vorgänger, indem er seine eigene Gedankenführung auf zahlreiche Zitate aus ihren Verlautbarungen stützt.

Dennoch sind seine persönlichen Akzentsetzungen mehr als nur marginale Veränderungen. Vielmehr lässt Franziskus von Anfang an seine persönliche Skepsis gegenüber der Anwendung

genereller Regelungen auf komplexe seelsorgerliche Situationen und ein zu großes Vertrauen in die Leistungsfähigkeit einer deduktiven Methode erkennen, die aus allgemeinen Wahrheiten weitreichende Schlussfolgerungen für jede Einzelsituation ableitet (Nr. 2). Ausdrücklich anerkennt er, dass die notwendige Einheit in Lehre und Praxis der Kirche kein Hindernis dafür ist, dass „verschiedene Interpretationen einiger Aspekte der Lehre oder einiger Schlussfolgerungen, die aus ihr gezogen werden, weiterbestehen“ (Nr. 3).

WARNUNG VOR FALSCHEN IDEALISIERUNGEN

Selbstkritisch gesteht der Papst, dass die kirchliche Verkündigung oft durch eine übertriebene Idealisierung der Ehe gekennzeichnet war und ein „Stereotyp der Idealfamilie“ zeichnete, das für die Gläubigen keine Hilfestellung bedeutete, sondern sie überforderte. Stattdessen postuliert er einen Perspektivenwechsel, eine geänderte Blickrichtung lehramtlicher Aussagen zu Ehe und Familie, die der realen Situation vieler Familien gerecht wird und die Schwierigkeiten ernst nimmt, die das Zusammenleben von Ehepartnern untereinander sowie von Eltern und Kindern prägen. Die Forderung nach einer einladenden Pastoral, die nicht verurteilt, sondern dazu ermutigt, auch in unvollkommenen Situationen nach angemessenen Lösungswegen zu suchen, erfordert eine differenzierte Analyse der kulturellen Rahmenbedingungen und des gesellschaftlichen Kontextes, der auf das Leben der Familien einwirkt.

Statt einer pessimistischen Verfallsdiagnose der Moderne zu folgen, die in strukturellen Phänomenen wie der wachsenden Individualisierung, der stärkeren Betonung der affektiven Gefühls-

komponente in der Liebe sowie der Hochschätzung persönlicher Authentizität nur eine Gefährdung von Ehe und Familie beklagt, anerkennt der Papst den positiven Wert dieser Entwicklungen, bevor er ihre Ambivalenzen aufzeigt (vgl. Nr. 32-34). Insbesondere sieht er, wie bereits das Konzil in der weltweiten Forderung nach einer gleichberechtigten Anerkennung von Frauen ein Werk des Heiligen Geistes (Nr. 54). Der in kirchlichen Kreisen verbreiteten Polemik gegen eine ausufernde Gender-Ideologie setzt er die Forderung entgegen, Sex und Gender, die körperlich-biologische und die kulturell vermittelte Komponente der Geschlechtszugehörigkeit zu unterscheiden, aber nicht zu trennen (vgl. Nr. 56 und 286).

WAHRNEHMUNG DER REALEN SITUATION VON FAMILIEN

Zur schonungslosen Situationsanalyse, mit der das Lehrschreiben die geforderte Abkehr von einer idealisierenden Wesensschau der Familie illustriert, gehört die harte gesellschaftliche Gegenrealität, die das Leben von Partnerschaften und Familien in vielen Teilen der Welt vor härteste Belastungsproben stellt. Die drastische Sprache, in der das Lehrschreiben die Lage von weltweit 60 Millionen Flüchtlingen und Migranten beschreibt, sexuellen Missbrauch und Gewalt gegen Frauen (auch in der Form der Genitalverstümmelung) und die schädlichen Wirkungen von Drogenkonsum und Alkoholismus aufzeigt, dokumentiert die größere Realitätsnähe, die Franziskus von kirchlichen Aussagen zur Lebensführung der Gläubigen fordert.

Kirchliche Stellungnahmen dürfen sich nicht auf deklamatorische Wahrheiten oder gar Verurteilungen beschränken, vielmehr muss es ihr

Ziel sein, das persönliche Unterscheidungsvermögen der Gläubigen zu stärken, damit sie auch in den Herausforderungen des Lebens, in denen schematische Antworten versagen und illusionäre Sicherheiten zerbrechen, eine ihrem Wohlergehen zuträgliche Lösung finden. „Wir sind berufen, die Gewissen zu bilden, nicht aber dazu, den Anspruch zu erheben, sie zu ersetzen“ (Nr. 37).

DER PERSÖNLICHE BLICK VON PAPST FRANZISKUS AUF EHE UND FAMILIE

Das Herzstück des gesamten Rundschreibens, in dem Papst Franziskus in positiver Darlegung seine Sichtweise der ehelichen Liebe und ihrer Aufgaben in der Familie vorstellt, folgt dem Duktus einer bibeltheologischen Auslegung des Hohelieds der Liebe aus dem ersten Korintherbrief. Im Stil einer meditativen Assoziationskette zeigt der Papst Grundvoraussetzungen für das Gelingen der ehelichen Liebe und Gefährdungen im Alltag auf, denen die Eheleute mit besonderer Wachsamkeit begegnen sollen, um derartige Gefahrensignale schon frühzeitig identifizieren zu können.

Die Ratschläge, die der Papst aufgrund seiner persönlichen Lebenserfahrung und unter Berufung auf anerkannte Ergebnisse der Psychologie, der Sexualwissenschaft und der Familiensoziologie gibt, gewinnen über weite Strecken eine sehr persönliche Note. Sie zeigen den Papst in seiner Funktion als Seelsorger, der unmittelbar zu jungen Menschen spricht, die sich auf dem Weg zur Ehe befinden oder älteren Paaren rückblickend den Sinn der Herausforderungen und Krisen erschließt, die sie miteinander bestanden haben.

ERMUTIGUNG ZUM PERSÖNLICHEN GEWISSENSURTEIL: DIE ANTWORT AUF KONFLIKTTHEMEN

In den öffentlichen Reaktionen, die das Nachsynodale Schreiben *Amoris laetitia* hervorrief, sei es in zustimmender, sei es in kritischer Absicht, fanden die Aussagen zu Konfliktthemen, die bereits von den Synodenteilnehmern während der beiden Sitzungen der Bischofssynode zu heftigen Kontroversen geführt hatten, zumeist größere Beachtung als die positiven bibeltheologischen, ethischen und spirituellen Überlegungen von Papst Franziskus zur grundlegenden Bedeutung von Ehe und Familie.

In der Frage einer möglichen Zulassung wieder-verheirateter Geschiedener zum Kommunionempfang weist Papst Franziskus einen Weg, der auf der Kompromisslinie liegt, die während der Synodenberatungen im deutschen Sprachzirkel gefunden wurde. Grundlegend dafür ist die Mahnung zur Unterscheidung komplexer Situationen, die einer differenzierten seelsorglichen Antwort bedürfen, damit die Betroffenen Gottes Barmherzigkeit erfahren können (vgl. Nr. 297–299). Die Aufforderung zur rechten Unterscheidung komplexer Lebenssituationen, die an eine lange Tradition des geistlichen Lebens anknüpft, ist vor dem Hintergrund der Gegenüberstellung zweier verschiedener Logiken des pastoralen Handelns zu sehen, die die gesamte Geschichte der Kirche durchziehen: einer Logik der Ausgrenzung und einer Logik der Eingliederung. Welche Stilform des pastoralen Handelns Papst Franziskus bevorzugt, steht außer Frage: Der einzig gültige Weg der Kirche, die in ihrem Handeln Gottes Barmherzigkeit widerspiegeln soll, ist die „Logik der Integration“ und der Wiedereingliederung (Nr. 297).

WIEDERVERHEIRATETE GESCHIEDENE UND DIE HILFE DER SAKRAMENTE

Die zahlreichen Zitate von Johannes Paul II. und Benedikt XVI., die den Anspruch lehrmäßiger Kontinuität zu seinen Vorgängern unterstreichen, können nicht darüber hinwegtäuschen, dass Franziskus im entscheidenden Punkt von ihnen abweicht. Während seine beiden Vorgänger das Leben in einer zivilen Zweitehe als einen fortdauernden Zustand objektiv schwerer Schuld ansahen, der nach dem Willen Jesu zwingend die Sanktion des Kommunionausschlusses zu Lebzeiten des ersten Partners nach sich zieht, wobei die Kirche überhaupt keine Kompetenz habe, von dieser Praxis abzuweichen, soll nun nach einer angemessenen Regelung im Einzelfall gesucht werden, die den Betroffenen und den besonderen Umständen ihrer Lebenssituation gerecht wird (vgl. Nr. 298).

Ausdrücklich weist Papst Franziskus die Prämisse der Argumentation seiner Vorgänger zurück, die in der Annahme bestand, dass alle Gläubigen, die sich aufgrund ihrer zweiten zivilen Eheschließung in einer irregulären Situation befinden, *eo ipso* eine objektiv schwere Schuld auf sich laden, die sie von den Sakramenten ausschließt. Gemäß dem Perspektivenwechsel, den Papst Franziskus durch seine Aufforderung zur rechten Unterscheidung jeder Einzelsituation fordert, ist es „nicht mehr möglich zu behaupten, dass alle, die in irgendeiner sogenannten ‚irregulären‘ Situation leben, sich in einem Zustand der Todsünde befinden und die heilig machende Gnade verloren haben“ (Nr. 301). Damit entfällt aber auch die Prämisse, unter der die Sanktion des Ausschlusses von den Sakramenten als einzig mögliche Reaktion der Kirche auf das Vorliegen derartiger Situationen gelten konnte.

PARADIGMENWECHSEL INNERHALB DER LEHRTRADITION DER KIRCHE

Papst Franziskus nimmt für seine Sichtweise in Anspruch, dass sie auf einer soliden moraltheologischen Basis steht. Insbesondere beruft er sich auf die thomanische Lehre von den Umständen einer Handlung, die bei der Anwendung einer Norm Berücksichtigung finden müssen. Daher kann es sein, dass dieselbe Norm im Blick auf verschiedene Einzelsituationen zu unterschiedlichen praktischen Schlussfolgerungen führt. In praktischen Urteilen herrscht nämlich nur auf einer allgemeinen Prinzipienebene ein und dieselbe, für alle Fälle gültige Wahrheit und Richtigkeit, während die praktische Vernunft, je weiter sie zur Beurteilung des Konkreten hinabsteigt, einen breiteren Spielraum legitimer Lösungsmöglichkeiten besitzt, deren Richtigkeit nicht für alle Fälle dieselbe ist (vgl. Nr. 304 und 305 sowie *Thomas von Aquin*, *Summa theologiae* I-II 94,4).

Die Berufung auf Thomas von Aquin, den meistzitierten theologischen Autor des gesamten Schreibens, zeigt, wie unsinnig der auch von hochrangigen Kirchenvertretern geäußerte Vorwurf ist, die Ausführungen von *Amoris laetitia* ermangelten der soliden Verankerung in der theologischen Lehrtradition der Kirche (vgl. stellvertretend für ähnliche Äußerungen von Bischöfen und Kardinälen die Stellungnahme von *Carlo Kardinal Caffarra*, dem Erzbischof von Genua, in: Die Tagespost vom 21. Juni 2016).

Im Rückgriff auf Thomas von Aquin vollzieht Papst Franziskus vielmehr innerhalb dieser Lehrtradition einen weitreichenden Paradigmenwechsel, der sich als Übergang von einer spekulativ-deduktiven Methode in der Theologie zu einer induktiven Vorgehensweise charakterisieren lässt, die der Erfahrungsnahe und

konkreten Angemessenheit normativer Einzelaussagen zur Lebensführung der Gläubigen einen höheren Stellenwert einräumt.

Leitend ist dabei die aristotelisch-thomanische Konzeption der Klugheit und der situationsgemäßen Billigkeit, die zur Erkenntnis des sittlich Richtigen anleitet, indem sie konkrete Lebenssituationen im Lichte allgemeiner ethischer Prinzipien überprüft. Ein konkretes Handlungsurteil unter der Leitung der Klugheit hat diesem Ansatz zufolge nichts mit dem Schreckgespenst einer „Situationsethik“ zu tun, die die Entscheidung über Gut und Böse dem subjektiven Belieben und der Willkür der Einzelnen überlässt. Vielmehr vollzieht sich darin die Überwindung einer neuscholastischen Aktmoral zugunsten der Rückkehr zu einer lange Zeit in der katholischen Tradition vorherrschenden Tugendethik, die bei Thomas, dem wirkmächtigsten Zeugen dieser Traditionslinie, mit einer ethischen Prinzipienreflexion verbunden wurde. Auch den großen Theologen aus dem Jesuitenorden, die im 16. Jahrhundert der Darlegung der Individual- und Sozialethik eine moderne, wissenschaftliche Form gaben, war es ein wichtiges Anliegen, das Gewissensurteil der Einzelnen anzuerkennen und die individuellen Umstände einer Handlung bei ihrer sittlichen Bewertung adäquat zu berücksichtigen.

Der an die Adresse von Papst Franziskus gerichtete Vorwurf, er verrate eine lange, ununterbrochene katholische Lehrüberlieferung, verrät ein historisch uninformatives, dogmatisch falsches Traditionsverständnis. Denn tatsächlich kehrt die Argumentation von *Amoris laetitia* nur einem neuscholastisch verengten Traditionssegment des 19. Jahrhunderts den Rücken, um den Anschluss an einen breiteren Strom des moraltheologischen Denkens zurückzugewinnen, der in der Zeit der neuscholastischen

Handbuchmoral verlorengegangen war. Auch an anderer Stelle beruft sich Papst Franziskus auf Thomas von Aquin, um die in *Amoris laetitia* vollzogene Weichenstellung, die das Ganze der Moral in ein neues, lebensbejahendes Licht rückt, theologisch abzusichern. So greift er bereits im ersten Teil seines Schreibens, in dem er die positive, nicht mehr hamartiologisch, sondern schöpfungstheologisch begründete Sicht der menschlichen Sexualität darlegt, auf die thomanische Lehre von den menschlichen Leidenschaften zurück. Diese von Aristoteles inspirierte Theorie bildet innerhalb der Tradition einen Kontrapunkt zu der augustinischen Bewertung der Sexualität, die in ihr ein rechtfertigungsbedürftiges Übel sah, das erst durch die der Ehe eigenen Ausgleichsgüter (Nachkommenschaft, Treue, Sakrament) kompensiert wurde. Gemäß der aristotelisch-thomanischen *passiones*-Lehre hingegen ist die sexuelle Lust wie jede Gefühlsregung als solche weder gut noch schlecht; sie erfährt ihre moralische Bewertung vielmehr erst von der Grundhaltung her, die sich in ihr ausdrückt und durch die Handlung, die sie begleitet. Als körperliche Ausdrucksgestalt der Liebe überträgt sich deren moralischer Wert auf die sexuelle Lust, während diese, wenn ein Mörder sie beim Töten seines Opfers empfindet, an der sittlichen Schlechtigkeit seiner verbrecherischen Tat teilhat.

Während Augustinus die Erfahrung des sexuellen Begehrens wegen des mit ihm verbundenen Kontrollverlustes von Wille und Vernunft über die sinnlichen Leidenschaften mit tiefer Skepsis, ja geradezu mit innerem Abscheu betrachtet, verstößt für Thomas die der sexuellen Lusterfahrung eigene *abundantia delectationis*, also das ekstatische Moment der Sexualität, ausdrücklich nicht gegen die vernunftgemäße Tu-

gendmitte (vgl. *Summa theologiae* II-II 153,2 ad 2 und dazu I-II 24,1).

Mit diesen Überlegungen steht *Amoris laetitia* ebenso wie mit den grundsätzlichen Ausführungen zur Bedeutung der Umstände innerhalb der Aufbauelemente einer sittlichen Handlung und den unterschiedlichen Gewissheitsgraden konkreter Handlungsurteile auf den verschiedenen Konkretionsstufen auf sicherem Boden. Das Schreiben bietet, was man gegenüber den Gralshütern eines erstarrten Traditionsverständnisses nicht oft genug betonen kann, beste katholische Tradition, die zum Schaden der Glaubwürdigkeit der kirchlichen Lehre in der Zeit der neuscholastischen Handbuchmoral an den Rand gedrängt wurde.

Mit deutlichen Worten weist Papst Franziskus den Verdacht zurück, eine um Einzelfallgerechtigkeit bemühte Unterscheidung, die verschiedene Lösungswege und Ausnahmen von einer allgemeinen Norm zulässt, führe zwangsläufig zu einer Doppelmoral, die das Ansehen der Kirche untergräbt (Nr. 300). Er unterstreicht das Recht und die Pflicht zur sorgfältigen Unterscheidung von Einzelsituationen durch den expliziten Hinweis, dass die angemessene, im

Der Papst beruft sich in seiner Argumentation vor allem auf Thomas von Aquin.

Gespräch mit einem Priester zu ermittelnde Reaktion der Kirche auch darin bestehen kann, dass sie den Betreffenden die „Hilfe der Sakramente“ anbietet, ohne dass dieser Weg in den Rang einer allgemeinen Sondernorm erhoben wird (vgl. Nr. 300 und 305, Anm. 351).

Der Verzicht auf eine neue generelle gesetzliche Regelung ist nicht Ausdruck einer Unentschlossenheit oder übergroßer Ängstlichkeit, son-

dern eine folgerichtige Konsequenz der Aufforderung zur pastoralen Unterscheidung. Wer die Notwendigkeit des Eingehens auf die individuellen Umstände jeder Einzelsituation anerkennt, muss auch damit rechnen, dass „die Konsequenzen oder Wirkungen einer Norm nicht notwendig immer dieselben sein müssen“ (Nr. 300).

DIE BARMHERZIGKEIT GOTTES UND DER WEG DER LIEBE

Mit markanten Worten ruft Papst Franziskus abschließend nochmals in Erinnerung, warum die Logik der Ausgrenzung und Verurteilung nicht länger den Weg der Kirche bestimmen darf. Sie soll moralische Gesetze nicht wie Fels-

blöcke auf Menschen werfen, die einem Ideal nicht in allem entsprechen, sondern sie dazu einladen, auf dem Weg der Liebe, der *via caritatis*, die Schritte weiterzugehen, die sie in ihrem Gewissen als jetzt mögliche Antwort auf den Ruf Gottes erkennen (Nr. 303 und 305). Selbstkritisch gesteht Franziskus im Blick auf die bisherige Lehre und Praxis der Kirche ein: „Wir stellen der Barmherzigkeit so viele Bedingungen, dass wir sie gleichsam aushöhlen und sie um ihren konkreten Sinn und ihre reale Bedeutung bringen, und das ist die übelste Weise, das Evangelium zu verflüssigen“ (Nr. 311). Die Wucht der Sprache verrät das eigentliche geistliche Vermächtnis, das Papst Franziskus seiner Kirche ins Stammbuch schreiben möchte. ■